

Nr. 132. Bromberg, den 13. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(8. Fortsetzung.) ———

Lambertz ging durch die Ballardstreet an in italienischem Stil erbauten Häusern vorbei, durch die Mintroad, am Münzgebäude vorbei durch die langen Kolonnaden des Stadthauses mit seinen dorischen Säulen, durch die Apollostreet mit ihren modernen Bureauhäusern. Dann kam er auf einen freien Platz. Vor ihm tauchte das aus blauem und gelbem Basalt erbaute Prinz-von-Wales-Museum auf.

Teufel, dachte er, Teufel! Man hat verhindern wollen, daß ich pünktlich zurückkomme. Warum? Was hat Herr Laroche damit zu tun? Wieso bringe ich Laroche in diesen Zusammenhang?

Jetzt war er auf dem Apollo-Korso, der um diese frühe Abendstunde von Menschen wimmelte.

Links von ihm lag der Jachtklub. Vielleicht trank Lilian dort mit Arnstruthers ihren ersten Cocktail in Indien. Er hielt sich südlich und stand vor dem Taj-Mahal-Hotel, einem großen, etwas überladenen Prachtbau.

Lilian?!

Darum also war er wie ein Verrückter umhergelaufen. Jetzt war er am Ziel seiner ihm unbewußten Gedanken angekommen. Hineingehen . . . sicherlich hatte sie Nachricht von Hubert.

Eine unerklärliche Scheu hielt ihn von diesem Entschlusse ab.

Er rief ein Taxi an.

Khumbala-Hügel. Dort im Europäerviertel — nur wenige reiche Inder und einzelne Parsen wohnten dort — hatte er eine kleine Villa im englischen Kolonial-Landstil gemietet.

Seine Gedanken ließen ihn nicht los. Hatte man sich die Abwesenheit von Chef und Prokurist zunutze gemacht?

We. war „man", O'Rorke, Laroche,

Um Gottes willen, wurde er verrückt, daß er überall Gespenster sah? Waren das nicht alles mehr oder minder Ausgeburten einer wildgewordenen Phantasie? Ich muß mich beherrschen, befahl sich Lambertz — Disziplin, Martin, Disziplin.

Sein Gesicht wurde verschlossen und streng.

Meta stand am Gartenzaun. Sie war ein ältliches Mädchen in einem schwarzen Servierkleid und mit weißem Häubchen. Seit Lambertz in Indien war, führte sie ihm den Haushalt. Sie hatte ihn schon als kleinen Jungen versorgt und war ihm auf eigene Faust in das fremde Land gefolgt, als er sich entschloß, die Hauptarbeit nach Bombay zu verlegen. Sie stand allein auf der Welt, das heißt ohne nähere Verwandtschaft, und hatte keinen anderen Wunsch als den, immer bei ihrem Herrn zu bleiben. Sie war treu wie Gold und häßlich wie die Hexe aus einem unfreundlichen Märchen, und trotzdem sie gezwungen war, mit den Eingeborenen Mahratti oder Hindostani zu sprechen, hamburgerte sie, als hätte sie nie die Waterkant verlassen.

„Guten Tag, junger Herr." Und wie eine kleine Mutter öffnete sie die Arme und Martin umschlang sie und hob sie dabei sanft vom Boden auf.

Ihr Häubchen verrutschte und sie quietschte ein wenig. „Und gar nicht wohl sehen sie aus. Und wie geht's der Frau Mama und — und — und —"

Hunderte von Fragen ergossen sich wie ein Sprühregen über den Heimkehrenden. Jetzt begannen im Innern des Hauses die Hunde zu lärmen, die die Stimme ihres Herrn erkannten.

„Gar nicht zu halten waren die Viecher, als ob sie es ahnten, gerade als ob sie wußten, daß Sie heute heimkommen", erzählte Meta.

Er öffnete die Türe und heraus stürzten die beiden Schnauzer, wild vor Freude und völlig verrückt. Es kostete ihm einige Mühe, sich ihren Sprüngen und Liebkosungen zu erwehren.

Martin ging durch sein Haus, während im Badezimmer das Wasser mit vollem Strahl rauschend die Wanne füllte. Die Zimmer sahen aus, als hätte er sie nie verlassen, ordentlich und sauber, vielleicht ein bißchen zu ordentlich und aufgeräumt, die Möbel hatte er von Hamburg mitgebracht, solide deutsche Werkmannsarbeit.

Ich hätte doch heiraten sollen, überlegte Martin, während er mit ein paar schnellen Griffen gemütliche Unordnung schuf und dachte an das Mädchen, das seine Mutter sich zur Schwiegertochter gewünscht hatte.

„Meta, melden Sie doch das Taj-Mahal-Hotel an. Miß Baker."

„Mr. Maker?"

„Nein, Miß Baker."

„Nicht zu sprechen, Herr Martin", verkündete Meta etwas später und in ihrer Stimme klang Entrüstung.

Martin trommelte nervös auf die große Schreibtischplatte aus Glas. „Sagen Sie, haben Sie etwas von Mr. Baker gehört?"

„Ich dachte, er würde auch auf der „Naldera" zurückkommen."

Dann war also Hubert nach seiner verfrühten Rückkehr nicht im Haus gewesen?

Meta, die einen Augenblick hinausgesprungen war, kam wieder und meldete: „Das Bad ist fertig, Herr Martin."

Lambertz badete und zog sich um.

„Ich werden in den Klub gehen, Meta, wenn Herr Schönlein kommt, sagen Sie ihm, daß . . ." Da sah er ihr enttäuschtes Gesicht. Er wußte, daß sie sich wahrscheinlich besondere Mühe mit dem Abendbrot gegeben hatte. „Natürlich esse ich hier", tröstete er sie.

Lambertz ging durch den Garten. Die Nacht war ohne Dämmerung hereingebrochen. Die Zikaden zirpten. Der Eukalyptus stand wie eine Wand. In den langen Blättern der Königspalmen spielte der Wind. Die Hunde begleiteten Martin. Er sprach mit ihnen, als ob sie Menschen wären.

„Es ist eine verdammte Geschichte", sagte er, „wißt ihr. Wild könnte man werden. Lilian nicht zu sprechen . . . und ich muß wissen, wie es Hubert geht. Der Teufel hole alle Mädchen, die klugen wie die dummen, die schönen wie die häß-

lichen und besonders jene, die schön und unliebenswürdig sind."

Der Gärtner kam ihm entgegen. Ein schlanker brauner Mensch. Er fragte ihn in Hindostani nach seinem Wohlergehen und seiner Familie.

Plötzlich hörte er ein Taxi vor dem Hause halten und lief den Weg hinauf. Durch das gardinenlose Fenster konnte er in der Küche Meta mit seinem indischen Koch streiten sehen und lächelte flüchtig.

Nein, es war nicht Lilian. Es war nur Schönlein.

„Nun,"

„Soweit ich kontrollieren konnte, alles in Ordnung." Schönlein war über das günstige Resultat seiner Prüfungen sichtlich schlechter Laune.

Martin blieb draußen, während Schönlein badete und sich umzog. Über dem Garten leuchteten die Sterne, der Orion und das Kreuz des Südens. Die anderen Sternbilder kannte er nicht.

Im Bureau war alles in Ordnung. Blödsinn, diese Angst und Nervosität.

Später aßen sie schweigsam auf der Terrasse. Manchmal taumelte ein großes Insekt gegen die Lampe. Irgend etwas lag in der Luft. Aber was, das wußten sie nicht.

Noch einmal versuchte Lambertz, Lilian im Taj-Mahal-Hotel zu erreichen — wieder lautete die Antwort: „Nicht zu sprechen."

„Gib es auf!" rief Schönlein. „Ich bitte dich, mach keinen Narren aus dir."

„Es liegt mir nichts an ihr, nur an Hubert." Und er fragte einem Impuls folgend, nach Major Arnstruthers.

„Nicht zu sprechen."

Dann fragte er nach O'Rorke.

„Nicht zu sprechen."

Schönlein lachte vor Nervosität. „Das ganze Taj Mahal scheint mit Gästen besetzt zu sein, die nicht zu sprechen sind."

Lambertz wußte weder aus noch ein: er konnte Hubert nicht in Peshawar erreichen. Wenn er jemanden um Auskunft fragen wollte, so waren die nächsten dazu Lilian und Arnstruthers.

Als er wiederum den Telephonhörer abhob, verwehrte es Schönlein ihm. „Du machst dich lächerlich. Es ist elf Uhr nachts. Viel zu spät. Sie schlafen sicherlich längst."

Etwas später zog sich Schönlein ebenfalls in seine zwei Zimmer im ersten Stock zurück. Meta kam und fragte, ob Lambertz noch irgend etwas wünsche, als er verneinte, sagte sie gute Nacht und ging geräuschlos und kopfschüttelnd aus dem Zimmer.

Dann wurde es still.

Selbst die Hunde schliefen, sie atmeten hörbar, manchmal bellten sie hell im Schlafe auf.

Lambertz aber konnte keine Ruhe finden. Er stand auf, wanderte unschlüssig durch den Garten. Er kam an der Garage vorbei und schloß sie auf. Der Wagen war startbereit. Plötzlich wußte er, was er wollte.

Der Motor sprang sofort an, er lenkte vorsichtig zwischen zwei riesigen Mangobäumen hindurch, dann gab er Gas.

Er fuhr in den Klub.

Es war, als sei er nie fortgewesen. Da waren sie alle. Freunde und Bekannte. Einige spielten Bridge, andere pokerten. An der Bar ging es laut und lustig her. Viele saßen auf der Terrasse, die zum Meer ging. Er wurde mit Lärm und Hallo begrüßt. Fragen, Händeschütteln. Ein schneller, suchender Blick. Selbstverständlich waren weder Lilian noch Arnstruthers da. War man besonders nett zu ihm, besonders liebenswürdig und entgegenkommend, oder schien es ihm nur so?

Sah er überall Gespenster, konnte er denn nicht mehr unbefangen sein? Und was gab es Neues?

Natürlich nichts Besonderes. Das und jenes, mehr oder weniger belanglos große und kleine Geschäfte, Jagdabenteuer, Anekdoten, Witze. Alles im Lande wie sonst, und wie immer an den Grenzen leichte Unruhen. Na ja, das gehörte zu Indien.

Plötzlich erblickte Lambertz einen jungen Menschen, der einmal mit ihm und Hubert auf einer Jagd zusammengewesen war und den er dann hie und da im Klub oder beim Polo getroffen hatte. Ein netter freundlicher Junge, der bei seinem Vater in der Fabrik arbeitete, in einer der vielen Baumwollspinnereien.

„Hallo, Charles Blight."

„Oh, Lambertz!"

Wieder Fragen hin und her, gutmütiges Auf-die-Schulter-klopfen, Einladung zu einem Drink.

„Knobeln wir ihn aus", sagte Martin. „Zwei Whiskys bitte. Hier — es ist Ihr Wurf. Haben Sie eigentlich was von Baker gehört? Wir wollten gemeinsam zurückfahren, aber er wurde dann früher auf einen neuen Posten abberufen. Ich dachte, Sie hätten ihn vielleicht zufällig gesehen."

Der andere schwieg. Er schüttete noch immer die Würfel im Becher, sie klirrten leise.

„Hm?" fragte Lambertz ermunternd.

Der andere sah ihn an, zögerte, öffnete den Mund, schloß die Lippen wieder und stellte plötzlich mit einem energischen Ruck den Becher auf den Bartisch zurück.

„Baker — er hat — Selbstmord verübt . . . tut mir schrecklich leid, Lambertz, daß gerade ich es Ihnen sagen muß. Ich dachte, Sie wüßten es. Lambertz — alter Junge —"

Nach ein paar Minuten sprach Lambertz. Seine Stimme war ohne Ton und sein Mund war hart, eine dünne bittere Linie. „Wissen Sie etwas Näheres?"

„Nur, daß er sich im Zug auf der Strecke Peshawar—Rawalpindi—Simla erschossen hat. Ich glaube, bei Rawalpindi hat man es entdeckt . . ."

„Welche Gründe nimmt man an?"

„Ich möchte mich nicht äußern."

„Sprechen Sie! Hören Sie, Sie müssen sprechen! Er war mein bester Freund."

„Gerade darum, Lambertz."

„Los!"

Blight sah sich ungewiß um, er zündete sich mit erregender Umständlichkeit eine Zigarette an. Er hielt Lambertz sein Etui entgegen. Der dankte ungeduldig.

„Es sind nur Gerüchte."

„Was für Gerüchte?"

„Wirklich, Lambertz, es gibt Berufene, die Ihnen das erzählen sollten. Nicht gerade ich. Ich hasse allen Klatsch und Tratsch und umsomehr, als hier der Betreffende leider tot ist und sich nicht mehr zur Wehr setzen kann."

„So reden Sie doch!"

„Man sagt, man meint . . ." Wieder brach er ab und biß sich ungewiß und nervös auf die Lippen.

Lambertz, seiner selbst nicht mächtig, packte ihn mit beiden Händen an den Schultern und begann, ihn hin und her zu schütteln. „Werden Sie wohl endlich sagen, was Sie wissen!"

„Aber ich weiß ja nichts, ich weiß ja nur Vermutungen."

Lambertz ließ ihn los. „Mr. Blight", keuchte er. „Ich muß unbedingt und sofort wissen, was für Gründe man hinter diesem Selbstmord vermutet."

Sein plötzlich kalter, nüchterner Ton veranlaßte den vorsichtigen jungen Mann, sich aufzuraffen. „Bestechung."

„Was?" Lambertz prallte zurück. Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Sausend begann das Blut in seinem Kopf zu singen. Brausend schoß es in ihm auf. „Was," Er schrie jetzt.

„Bestechung", flüsterte Blight. Er zitterte. „Man hatte ihn nach Simla berufen, damit er sich rechtfertigen konnte, sagt man . . . Irgend etwas sei durch Bakers Schuld in falsche Hände gekommen . . ."

„Das ist kein Beweis, das ist eine schmutzige Verleumdung, das ist eine unerhörte Schweinerei. Und Sie, Sie Grünhorn, Sie wagen hier dreckige Basargerüchte auszustreuen, weiterzuerzählen, Sie . . ."

Jemand legte beschwichtigend seine Hand auf den erhobenen Arm Martins und zwang ihn, den Arm zu senken und die Faust zu öffnen.

„Ruhig Blut, junger Freund. Sie haben Mr. Blight ja förmlich gezwungen, auszukramen, was er wußte, nicht wahr? Höchst unangenehme Geschichte für alle und nicht so unberechtigt, denn es wurde Baker eine große Summe überwiesen und ein belastender Brief war an seine Vorgesetzten gelangt".

Lambertz wandte sich um, der beschwichtigenden, flüsternden Stimme zu. Sein Gesicht war weiß vor Wut und Entsetzen. Er kannte den Mann nicht.

„Wer sind Sie? Was fällt Ihnen ein? Wie kommen Sie dazu? Kannten Sie Baker?"

„Ja", sagte der Mann.

„Und dann wagen Sie, diese Verleumdungen zu wiederholen, Sie."

„Ich berichte nur die Tatsachen, Mr. Lambertz."

„Wer sind Sie?"

Der Mann neigte sich vor. Er flüsterte: „Ein Kamerad und Freund Huberts. Ich habe auf die Gelegenheit gewartet, Sie kennenzulernen, Mr. Lambertz, und das ist einer der vielen Gründe, deretwegen ich mich in Bombay aufhalte." Er stellte sich vor, noch immer flüsternd: „Lawson. Philipp Lawson."

Und erst jetzt fiel Lambertz Lilian ein.

(Fortsetzung folgt.)

Sensation in Droove.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Es ist eine seltsame Gemeinde, dies alte Droove, und eine herbe Landschaft, in der es liegt. Wenn es vom Meer her stürmt, halten die knorrigen Fichten auf den Hügeln zwischen Strand und Dorf den Wind ab, und über das Achterwasser dahinter geht nur ein leises Kräuseln. Bläst es von Süden her durch die engen Gassen, liegen am Strand im Schutz des Waldes die Sommergäste und stillen ihren Lusthunger. Es ist ein etwas wilder Strand, mit Steilküste abwechselnd und vielem Geröll, und es sind meist besondere Launen, welche die wenigen Gäste hierherführen, seit am Strand — zum geringsten Teil nur durch Einheimische — etwa sechs Pensionshäuser entstanden, die ganz nach Wunsch Einsamkeit wie zwanglose Geselligkeit bieten.

Die Fischer im Dorf sehen wenig von diesem Leben. Sie haben für Nichtstun weder Sinn noch Zeit. Sie gehören, verwurzelt in ihrem festen Kreis, noch nicht zu denen, die fremde Menschen brauchen, um ihre Einkünfte zu verbessern. Und es gibt auch bei ihnen nichts, was einen „von da drüben" locken könnte, zu den strohgedeckten Häusern herüberzukommen. Auf dem Land zwischen diesen beiden Häusergruppen aber stehen ein paar Holzbauten, in denen vorübergehend Maler oder andere Künstler hausen, etwas sonderbare Menschen, von deren Dasein man absichtlich weder im Dorf noch am Strand Notiz nimmt.

Unter solchen gewohnten Verhältnissen erregt es beträchtliches Aufsehen, als eines Tages eine junge und sehr schöne Frau gemächlich durch das Dorf bummelte, so, als gehöre sie ganz einfach dahin. Die Frauen sehen mit zusammengekniffenen Lippen von ihrer Gartenarbeit auf. Die Kinder bleiben mit offenen Mündern auf der Straße stehen, und die Männer — nun, die sagen sich im Vertrauen untereinander ihre Meinung. Eine Frau, die statt eines Kleides ein kurzes, weites Höschen und ein grelles Busentuch trägt, statt eines Hutes die rötlichen Haare flattern läßt, und auf zwei nackten, braunen Beinen daherkommt — was hat so etwas in Droove zu tun? Man will diese Boten aus einer fremden Welt hier nicht. Sie sollen draußen bleiben mit ihren leichtfertigen und verwirrenden Manieren. Die Fremde ist allmählich am Achterwasser angekommen, wo ein paar Fischer die Netze für die Ausfahrt fertig machen, tritt unbefangen näher und fragt mit einer dunklen Stimme nach dem Sinn dieser Arbeit. Der alte Meetz sieht verwundert auf, zu einem etwas zu roten Mund, einem glatten Gesicht und einem wirren Haarschopf, hält lange die Pfeife zwischen den geöffneten Lippen und sagt dann etwas, was nur die anderen verstehen, die den Kopf tief über ihre Netze halten. Aber das ficht die Fremde nicht an.

Ein paar Tage später weiß einer schon zu erzählen, daß die Rothaarige oben bei den Künstlern gesehen wurde und daß in dem einen Haus noch spät abends Schallplatten-Musik war.

Nun, man hatte ja gleich den richtigen Instinkt gehabt; man sah auf den ersten Blick, wohin „so eine" gehörte — und damit ist so gut wie ein Urteil gesprochen. Die Fremde, die hin und wieder nach der Drooveschen Seite herabkommt, merkt es auch, und es ist natürlich nur Zufall, wenn sie mitunter einem jungen Fischer auf neutralem Gebiet begegnet.

Während ob solcher aus dem „Bad" herübergetragenen Unruhe noch heimliche Entrüstung im Dorf schwelt, kommt eine neue Nachricht, die Erschütterung in die von Urzeiten übertragenen Anschauungen bringt. In dem einen Blockhaus — natürlich! — hat sich eine Schar junger Burschen und Mädel eingenistet — mit dicken Rucksäcken kamen sie an, errichteten Zelte innerhalb des eingezäunten Waldstückes, und seitdem kann man sehen, wie sie dort herumtollen, abkochen, singen oder im Badeanzug ungestüm über die Dünen zum Strand laufen. Eine Wanderschar, die nach gemeinsamer Arbeit gemeinsame Erholung sucht — weiter ist es gewiß nichts. Aber in Droove hat man, von schnellen abfälligen Worten abgesehen, das unheimliche Gefühl, daß an den Grenzen des Dorfes sich eine fremde Welt breit macht, in der man sich nicht zurecht findet.

Und sie können nicht ausweichen. Eines Tages sind ein paar frische Gesichter vor den Türen, und Zettel werden hereingereicht, auf denen steht, daß man am Abend oben im Wald ein altdeutsches Spiel mit Gesang und Tänzen vorführen werde und alle herzlich dazu einlade. Ein paar Stunden später fällt denen in Droove ein, daß dies ja schließlich eine unverfängliche Gelegenheit sei — beileibe nicht aus Neugierde —, sich das vielbesprochene Völkchen anzusehen. Und während dieser und jener glaubt, sich allein auf den Weg zu machen — es bestand ja immerhin eine Abneigung gegen alles, was nichts mit dem Dorf zu schaffen hatte —, treffen unterwegs noch viele zusammen. Allerdings, die Badegäste sind auch oben, aber warum sollen gerade die Leute aus Droove umkehren? Die Wanderschar bringt geschickt Ordnung in die Zuschauer. Eine wohlklingende Stimme gibt eine kurze Erklärung zu dem, was man sehen wird, und dann hebt das Spiel an. — Ein Spiel von dem Glauben an die Heimat und von der Kraft der Heimat, wenn eine für den anderen einsteht . . .

Verwundert hocken die Badegäste auf dem Waldboden. Gespannt stehen die aus Droove und vergessen, wo sie sind und wem sie zuschauen. Sie spüren nur die Eindringlichkeit der Worte, das Neue, Seltsame dieses Abends, sie rücken unwillkürlich einander näher. Und dann ist plötzlich die Frau mit dem roten Haar da, sitzt in der Mitte mit einer Laute und singt vertraute Weisen. Die jungen Wanderer stehen in den Reihen der anderen. Hier und da fällt eine Stimme ein, eine tiefere folgt, und ehe es ihnen bewußt ist, finden sie sich alle im Kehrreim, die vom Strand und die vom Dorf und die aus der Mitte. Aber ehe sie sich noch darüber verwundern können, glüht ein Feuer auf. Ein Reigen huscht darum. Ein Märchen ist in die Waldlichtung gekommen. Sie können es nicht anders nennen. Die Burschen, die eben noch wehrhafte und ernste Männer spielten, nehmen lächelnd die Mädchen und Frauen am Arm, wie sie gerade vor ihnen stehen, die übrigen wollen nicht zusehen, sie fühlen sich so leicht und unwirklich — der Holzstoß flammt, und der dunkle Sternenhimmel darüber sieht zu, wie Droove tanzt . . .

Mitunter in den folgenden Tagen geht von der Meer- oder Boddenseite einer über die Hügel durch den Wald, weil er den Traum einer Nacht nicht vergessen kann. Dann trifft er auf einen Menschen von der anderen Seite — sie bleiben stehen und erzählen sich, sie gehen ein Stück miteinander und horchen auf — und am Ende geben sie sich die Hand.

Das ist keine Sensation mehr in der Gegend von Droove. Vielleicht kann man sagen, ein Geschenk der Jugend, die längst wieder an ihren Plätzen steht und nach dem Ausruhen weiterschafft.

Helle Nacht.

Der Mond schaut lächelnd in den Häuserschacht.
Versilbert liegen alle Pflastersteine,
Und übergossen von dem milden Scheine
Steh'n auch die Mietskasernen in der Nacht.

Das Atmen schlafentrückter Menschen kommt und geht
Wie Meeresrauschen aus der Ferne.
Ein Droschkenkutscher unter der Laterne
Sitzt da, als falte er die Hände im Gebet.

Es ist wie einst, wenn Mutter leis' erzählte.
Ein Kranz von Märchen in der Abendstunde.
Es ist, als hänge alle Welt verzückt an ihrem Munde —
Und ausgelöscht ist alles, was am Tage quälte.

Georg Büsing.



Mozart trifft seinen Don Juan.

Von Friedrich Baser.

Als Mozart zwanzigjährig zum ersten Male allein, ohne den gestrengen Vater, reisen durfte, holte er im lebenslustigen, gastfreundlichen Mannheim nach, was ihm das streng geregelte enge Leben in Salzburg versagt hatte. Und als er gar an einem köstlichen Sommerabend eine junge Sängerin, die Aloisia Weber, auf der wundervollen Naturbühne des Schwetzinger Schloßgartens gehört hatte, war's um ihn geschehen. Überall hörte er diese schmiegsame, glockenreine Stimme voll lockenden Wohllauts, immer umgaukelten ihn die frischen, freundlichen Worte, das offene, frohe Wesen, mit dem sie ihm entgegengekommen. Oft trafen sich die beiden jungen Menschen in den lauschigen Bosketts oder auf den stillen Waldwegen des Englischen Gartens. Tausend zärtliche Melodien fielen ihm damals ein, geboren im Herzschlag seines jungen, ungestümen Sehnens.

Unter den vielen Gästen des Kurfürsten Karl Theodor tauchte eines Tages einer auf, ein feuriger, geistvoller Italiener, dem ein phantastischer Ruf vorangeeilt war. Es raunten die zu kurz gekommenen Frauen, die beim Nahen dieses Abenteurers schadenfroh den scheinbar so unumstößlichen Thron schönerer Damen wanken fühlten; es raunten die Hofleute, denen Skandale fast so nötig waren wie die Luft zum atmen. Der Name Casanovas war in aller Munde.

Aber bei den glänzendsten Namen und stolzesten Erscheinungen rieten sie daneben: Casanova warf seine unsichtbaren Netze nach der Sängerin aus. Obwohl Mozart von dem ganzen Hofklatsch noch kein Wörtlein vernommen hatte, fühlte er doch, daß sich etwas grundlegend gewandelt hatte: Aloisia ging ihre Lieblingswege nur noch wie im Traume neben ihm hin und schaute mit fernem Blick durch ihn hindurch. Scherz und Zwiegespräch verstummten. Bald blieb sie ganz fort, war nur in des Fremden Begleitung hie und da zu sehen, blaß hinter gefärbten Lippen, bleich trotz Puder und Schminke. Gleich einem Sieger ging dieser „Ritter de Seingalt“, wie er sich damals nannte, neben ihr hin. Wie Mozart die stolze Blasiertheit, den Raubtierblick, dieses Aal-Glatte der höfischen Schmeicheleien dieses Mannes haßte; Scharfsinn und Gedächtnis sollten ihn später befähigen, das Wesen des Fremden in Worten und Tönen seines „Don Juan“ so lebenswahr zu konterfeien, wie es nur dem Genie gelingt. Und das stand fest: am Schluß der Oper mußte der Teufel ihn holen!

Aber in langen schlaflosen Nächten läutete es in Mozarts Seele Sturm, rasten schaurige Gedanken ihm durch den Kopf, da fühlte er, wie seine kleine, zarte Faust einen Revolver umspannte, wie vor dessen Lauf eine grinsende Fratze ihn und seinen Schmerz verhöhnte. Dazwischen trat die strenge, mahnende Gestalt seines Vaters, dann zerriß ein wildschmetterndes Halali der Jagdhörner dies warnende Bild aus der Heimat, und schon rissen ihn jagende Gestalten hinter einem gehetzten Wilde her. Schweiß rann ihm von der Stirn, kalter Angstschweiß: denn der große, gewalttätige Jäger, dessen wildes Roß dem seinen immer um mehrere Längen voraus sprengte, war kein anderer als Casanova, und das Reh, das sie so erbarmungslos jagten, hatte die Züge Aloisias! Immer kürzer wurde der Abstand zwischen der schon siegessicher geschwungenen Lanze des Grauenvollen, den er packen und vom Pferde reißen wollte, aber nicht erreichen konnte, und dem erschöpft immer wieder strauchelnden Wild. In letztem Augenblick warf sich Mozart über den Hals seines Tieres hinweg auf den Jäger, aber die Speerspitze suchte schon ihr Ziel ... Mit einem durchdringenden Angstschrei erwachte Mozart, richtete sich verstört im Kissen auf: eben brach im Osten in zartem Rot der Morgen an. —

Im Sand des Hofes knirschten die Räder eines Reisewagens. Gedämpfte Stimmen, die er zu erkennen glaubte, lockten den jungen Künstler ans Fenster. Casanovas Diener schnallte die Koffer seines Herrn fest, der kühl und überlegen sich von der verzweifelten Aloisia verabschiedete. Sie drohte, sich vor die Hufe seiner Pferde zu werfen, wenn er sie nicht mitnähme. Wie hart er mit den Stiefeln aufstampfte und auf ihr Flehen und Bitten mit rohem Lachen hinwegschritt! Keine seiner Bewegungen entging dem am Fenster Fröstelnden, dem es wie Eiseshauch aus einer tausendjährigen Gruft anwehte. Die Peitsche knallte, die Räder des schwerbepackten Wagens knirschten im Sand, zwei harte Augen blickten nicht zurück, und eine Verlorene wankte nach langen Minuten erstarrten Nachblickens davon, um sich im Garten zu verlieren.

Sie wunderte sich nur, als sie nach langem Umherirren plötzlich auf einem der fernen Parkwege sich Mozart gegenüber sah, der sie kaum merken ließ, was er gehört und gesehen. Wieder fanden sie sich auf ihren Lieblingswegen zu abendlichen Spaziergängen. In seiner treuen Sorge fand sie bald wieder ihr Lachen, wenn es auch nicht mehr so hell und echt klang wie einst. Bei ihm waren einige Saiten zerrissen, so sehr er sich bemühte, es niemanden merken zu lassen. Dafür wuchs in ihm das Gericht: sein „Don Juan“.

 **Bunte Chronik** 

Der geheimnisvolle Irre.

Vor etwa zwei Jahren rief in Warschau das plötzliche Verschwinden des Direktors des staatlichen Hygiene-Instituts Dr. Zmigród eine große Sensation hervor. Dr. Zmigród verschwand einen Tag vor einer amtlichen Revision des Instituts, in dem dann eine Reihe von Mängeln aufgedeckt wurde. Die Ermittlungen der Polizei nach dem Verschollenen verliefen ergebnislos. Jetzt traf eine ungewöhnliche Nachricht aus Rumänien in Warschau ein. Die dortigen Untersuchungsbehörden haben festgestellt, daß sich in einem der zahlreichsten Zigeunerlager in der Bukowina eine geheimnisvolle Persönlichkeit befindet, die zweifellos irrsinnig ist, und daß diese Person aus Polen stammt. Der Irre erfreut sich unter den Zigeunern, trotzdem er selbst kein Zigeuner ist, eines ungewöhnlichen Ansehens. Er gilt als Wunderarzt, der bereits zahlreiche Kranke geheilt hat. Merkwürdigerweise stimmt die Beschreibung dieses „Wunderarztes“ in allen Einzelheiten mit der Beschreibung des verschwundenen Dr. Zmigród überein, und aus diesem Grunde wandte sich die rumänische Polizei, die sich im Besitz des Steckbriefes befindet, mit dieser Entdeckung an die polnische Polizei.

Dr. Zmigród hat das Aussehen eines Zigeuners. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Wunderarzt Dr. Zmigród ist, ist wie die polnische Presse annimmt, um so größer, als der Irre sich, wie die Ermittlung ergeben hat, in dem bewußten Zigeunerlager bereits seit etwa zwei Jahren aufhält.

 **Lustige Ecke** 

Bescheidene Anfrage.



„Ach, Herr Krause, müssen Sie denn immerzu die dummen Ruder in den Händen haben?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.